

Die Stabilisierung der Beobachtungsposition, ohne die eine Forschung ebenso wenig gelingen kann, ermöglicht ein *Positionswechsel*, der für das konkrete methodische Vorgehen gewählt wurde. Die Operationalisierung von Michel Foucaults Diskurstheorie im Sinne und zum Zweck einer Diskurs*analyse* eröffnet den Blick auf die oben angedeuteten *Konstruktionen* von spezifischem wissenschaftlichem Wissen. Der zweite Teil dieses ersten Kapitels beinhaltet dementsprechend die theoretischen Grundlagen für das methodische Voranschreiten im Verlauf der Studie, stellt die eingenommenen Perspektiven vor und begründet die Wahl des konkreten Untersuchungsfelds sowie des vorliegenden Quellenmaterials. Daran schließt sich eine kurze Evaluierung der Erkenntnispotentiale dieses Zugangs an, sowie die Reflexion der eigenen (Subjekt-)Position der Autorin als Forscherin im Feld ihrer Untersuchung.

Eine kurze Zusammenfassung soll am Ende des Kapitels den »Gang der Arbeit« – sozusagen als Lesehilfe – gedanklich fassbar machen. Im Sinne einer Wegmarkierung folgen hier die thesenartig vorgestellten Punkte, an denen sich die Untersuchung entlangarbeiten wird.

Kontextualisierung(en): Wechselnde Blicke

Was ist »kulturwissenschaftliches« Wissen? – »Fiktion« oder »Wahrheit«?

Die Moderne ist sich selbst Thema. – Zu dieser Diagnose gelangen letztlich alle AutorInnen, die sich – egal unter welcher disziplinären Perspektive und mit welchem spezifischen Erkenntnisinteresse – mit der Zeit seit rund 200 Jahren und deren (Selbst-)Etikettierung als »Moderne« beschäftigen. Neben oder eben gerade mit allen historischen sowie strukturellen Veränderungen, die in und für diese Zeit fassbar (gemacht) werden, liegt die Charakteristik dieser »Epoche« darin, sich selbst in ihrer Spezifik zu beobachten, zu beschreiben, zu analysieren, zu kommentieren und letztlich auch sich kritisch zu reflektieren. Prägnant formuliert Alois Hahn die Moderne in diesem Sinn als »Projekt der Selbstdeutung von Gegenwart« (Hahn 1999: 19). Diese Selbstdeutung erfasst in unterschiedlicher Rhythmisierung, Art und Intensität die Gesellschaft, das Individuum sowie die unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereiche, deren Ausdifferenzierung als weiteres Strukturelement der Moderne gilt (vgl. Luhmann 1997; Beck/Bonß/Lau 2001). Unter dieser Perspektive auf die Zeit seit ungefähr Ende des 18. Jahrhunderts als sich selbst reflektierende und beobachtende »Moderne« gewinnt das Wissen

– als Prozess und Produkt des Beschreibens, Analysierens und Deutens
 – eine neue Position und Qualität innerhalb der Gesellschaft: Mit der Aufklärung entwickelt sich eine gegenüber vorher veränderte Art des Erwerbs und der Definition von Wissen. Gemeint ist damit die Tatsache, dass

»die Gesellschaft systematisch erfahrungsbasiertes Wissen zu produzieren beginnt und es von Metaphysik und Religion zu unterscheiden und zu präferieren lernt. Die Aufklärung fordert und erfindet fortan subtraktive Verfahren, die alles phänomenale Wissen von Aberglaube, Vorurteil und Illusion zu befreien suchen (Immanuel Kant), um schließlich, zumindest approximativ, die reine Vernunft hervortreten zu lassen« (Maasen 1999: 5)

Die sichtbare Realität, die Erfahrung (oder »Empirie«) dieser Realität und die kontrollierbare, wie qualifizierbare Wiedergabe dieser Realität zeigen sich ab jetzt in einem neuen – aufgeklärt-klaren – Licht und mit neuem Anspruch als »objektives« Wissen.

Die neue Unterscheidung und Bewertung des Wissens zieht gleichermaßen neue Perspektivierungen nach sich – vom Menschen auf sich selbst, auf seine Umwelt, auf die anderen, auf die Gemeinschaft, Gesellschaft und den Staat –, die nunmehr ohne Umweg über eine ausserweltliche Transzendenz wahrgenommen, beschrieben und interpretiert werden können, was gleichzeitig neue Inverhältnissetzungen von Mensch, Natur, Individuum, Kollektiv und Staat mit sich bringt. Die Konsequenz dieses (neuen) Status »objektiven« Wissens liegt darin, dass sich die Relationen, innerhalb derer sich jedes Individuum gesellschaftlich bewegt und befindet, qualitativ verändern: Das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu anderen und der Umwelt wird jetzt als durch den Menschen bestimmt und somit auch durch ihn veränderbar gedacht.

Trotz Aufklärung und der darin liegenden Vorstellung, die Erfahrung und Kontrollierbarkeit zu Grundpfeilern des (wissenschaftlichen) Wissens und damit auch des eigenen Selbstverständnisses zu machen, ist die Moderne sich ihrer selbst nicht (selbst-)bewusst genug, dass sie die systemischen und handlungsanleitenden Unterstellungen als solche benennen und sichtbar machen würde. Typisch für die (frühe) Moderne ist im Gegenteil die Verselbständlichung ihrer Wissensfundamente anhand von »Anthropologisierungs- und Naturalisierungsprozessen« (Beck/Bonß/Lau 2001: 21). Ab jetzt steht deshalb ein immanenter Wahrheitsanspruch des Wissens, der allein auf den Menschen und die Natur gegründet ist, und ein transzendenter, der sich auf Gott und/oder die Metaphysik beruft, in gegenseitiger Konkurrenz. Diese konkurrierende Wissensherzeugung und -positionierung zeigt sich im Folgenden als unab-

schließbarer Prozess, indem die moderne Differenzierung eine stetige Erweiterung und Entfaltung von Wissen und Handlungsformen, Institutionen und Medien produziert, die immer wieder um die eine »Wahrheit« rivalisieren. Demgegenüber bündelt »ein ganz neues Maß von Einheit stiftenden Diskursen und von Disziplin generierenden Dispositiven« die drohende Unübersichtlichkeit, um das Überhandnehmen immer neuer Möglichkeiten und Wissensinhalte handhabbar zu machen (vgl. Hahn 1999: 24). Die Konkurrenz generiert so eine doppelte Struktur: Einerseits treibt der Kampf um die »Wahrheit« die Herstellung von Wissen ständig weiter an; andererseits verlangt die steigende Unübersichtlichkeit der Wissensbestände nach Systemen der Ordnung und Disziplinierung, um das »Wahre« vom »Falschen« trennen zu können.

Aufgrund dieser Ausgangslage und Prozessualität erhält das wissenschaftliche Wissen in der Moderne nicht nur grundsätzlich einen neuen Status; seine Spezifik und Qualität der »Objektivität« stehen unter permanenter Beweislast, sich als das »wahre«, »richtige« Wissen zu erweisen und bleibt so in Konkurrenz zu anderen Arten des Wissens (als subjektives, religiöses oder metaphysisches Wissen). Die unterstellte Selbstverständlichkeit des Vorrangs von »Natur« und »Erfahrung« gegenüber »Gefühl« und »Glaube« bringt eine Privilegierung des wissenschaftlichen Wissens hervor, das in der Folge eine

»Restrukturierung und neue Hierarchisierung der gesellschaftlichen Wissenssysteme [herbeiführt; se], die auf eine Abwertung des alltäglichen wie beruflichen Erfahrungswissens und eine Aufwertung des Theorie- und Überprüfungswissens, des instrumentellen Naturzugriffs und der Kontrollrationalität hinauslaufen« (Beck/Bonß/Lau 2001: 22).

Ein wesentlicher Aspekt des wissenschaftlichen Wissens liegt in seiner expliziten Differenz zu anderen Arten des Wissens und damit auch zu anderen Arten der Wirklichkeitsdeutung. Die Unterscheidung der Wissensarten basiert auf einer qualitativen Bewertung diversen Wissens: Erfahrungsbasiertes, intersubjektiv überprüfbares und nachvollziehbar wiederholbares Wissen gilt jetzt als »gesichertes«, als »wahres« Wissen im Vergleich und Gegensatz zu religiös glaubensorientierter oder metaphysisch spekulativer Wahrheit (ebd.).

Die Herstellung, Verwaltung und Verbreitung des »gesicherten«, »verlässlichen« Wissens wurde in der Moderne auf das neu gegründete Fundament der Humboldtschen Universität gestellt. In ihrer institutionellen Struktur bestehend aus unterschiedlichen Einheiten, sprich Fakultäten, Departementen, Disziplinen und einem hierarchisierten Netz aus zahlreichen Subjektpositionen, gestaltete sich die Universität selbst als

System der inneren Differenzierung und Konkurrenz aus. Mit der zunehmenden Einrichtung und Etablierung immer neuer Universitätsinstitute und Disziplinen manifestierte sich die Konkurrenz des Wissens nun sowohl auf der inhaltlichen wie auch auf der materiellen Ebene, indem die jeweilige Ausstattung mit eigenen Räumen, Bibliotheken und personeller Infrastruktur als Kampf um die materiellen Ressourcen der jeweiligen Universität ausgefochten wurde (vgl. Küttler et al. 1993: 352; Langewiesche 2004: 38f).¹ Für den deutschsprachigen Bereich Westeuropas bedeutete dies im Horizont des deutschen Idealismus, dass »die Wissenschaft als eine sich selbst produzierende, autopoietisch geschlossene Ordnung kommunikativer Operationen [konzipiert wurde; se], die sich in den Universitäten organisatorisch verdichtete[te]« (Brunkhorst 2004: 82).

Strukturiert war die organisatorische Ordnung der Universität durch die vier Grundpfeiler der Einheit von Forschung und Lehre, der Einheit von Wissenschaft und Bildung, der Einheit von Wissenschaft und Aufklärung sowie der Einheit der verschiedenen Wissenschaften an sich, die in dieser Form *vier Basisfunktionen* der Universität für die Gesellschaft zusammenfassten: »Im Zentrum steht die kognitive Funktion der ständig erweiterten Reproduktion des Wissens der Gesellschaft« (ebd.: 83), welche in der Universität mittels lernendem Forschen und forschendem Lernen hergestellt und vermittelt wurde. Zweitens beinhaltete die Universität die

»Funktion der allgemeinen Bildung, durch die das kognitive Wissen sich seiner gesellschaftlichen Umwelt mitteilt und anpasst. [...] Drittens erfüllt[e] das öffentliche Engagement von Universitätslehrern und Studenten die ›intellektuelle‹ Funktion einer Partizipation der Wissenschaft an der Selbstaufklärung eines Massenpublikums, die von Bürgerrechtsbewegungen bis zum Wissenschaftsjournalismus reicht.« (ebd.)

Und viertens stellte die Universität die inhaltliche wie personelle Reproduktion der Verwaltung und (Schul-)Bildung sicher (ebd.: 83f; vgl. auch Mittelstraß 1997: 36; Daum 1998; vom Brocke 1999: 201). Den Kern, von dem diese Funktionen ausgingen, bildete im Wesentlichen die Forschung (vgl. Weingart 2001: 64). Die Universität als Institution entwickelte seit dem 19. Jahrhundert für dieses als »Forschung« qualifizierte Wissensprozedere legitime Verfahren, deren Definitionsmacht in ihren eigenen Händen lag. Über den Grundpfeiler der Lehre – in ihrer Einheit

1 Diese interne universitäre Konkurrenzstruktur setzte sich konsequent auf deren nationaler wie internationaler Organisationsebene fort (vgl. vom Brocke 1999: 200).

mit der Forschung – leitete sich dieses Verfahren, seine Autorität und Legitimität weiter an diejenigen, die als Studierende den gesellschaftlichen wie universitären Nachwuchs und damit die existenzsichernde Zukunft der Universität als Institution und als gesellschaftliches Funktionssystem darstellten. Die »Lehre« – als sozialisierende Einübung in die wissenschaftliche Wissensproduktion – bildete so das sichernde Verbindungsstück zwischen dem bisherigen und dem zukünftigen Wissen in seiner institutionell autorisierten und autoritativen Form als validiertes, »wahres« Wissen (vgl. Küttler 1993: 352).

Das wissenschaftliche Wissen erlangt in diesem Sinn in der modernen Gesellschaft einen Status, der sich über ganz unterschiedliche und vielfältige Funktionen definiert:

»Forschung hat viele Gesichter und viele Aufgaben – selbstgestellte und an sie gestellte. Dazu gehören: das Wissen zu mehren, die Zukunft der Leonardo-Welt zu sichern, ihre Rationalität zu fördern, am epistemischen Wesen des Menschen, seinem Vernunftwesen, zu arbeiten, im schwierigen Gelände von Wissen, Können und Dürfen zu manövrieren. Forschung – und aller Forschung voran die Naturforschung – entdeckt die Welt, schafft die Welt und erklärt und deutet die entdeckte und die geschaffene Welt. Zugleich erweist sich ein derartiger Auftrag als eine unendliche Aufgabe. Und das ist das Großartige an der Forschung: Sie ist nie fertig, und sie bleibt immer jung. Nicht weil der forschende Verstand endlich und ewig pubertär, sondern weil er ungeheuer einfallsreich und unternehmungslustig ist. Mit ihm wiederum bleibt auch die Leonardo-Welt lebendig und jung – wenn sie nur will. Welch ein Auftrag und welch ein Maß an Erfüllung!« (Mittelstraß 1998: 178)

Als Pointe dieser historischen Skizze läßt sich konsequent an diese emphatische Darstellung der Wissenschaft durch Mittelstraß anschließen, dass sich die Moderne grundsätzlich als ihre eigene »Reflexionsmaschine« betätigt. Wissenschaftliches Wissen fundiert, profiliert und motiviert die gesellschaftliche Entwicklung in der Moderne, wodurch dem wissenschaftlichen Wissen zusätzlich eine grundsätzlich politische Qualität zukommt, was Nico Stehr folgendermaßen formuliert:

»Modern societies have made dramatic advances in the intellectual appropriation of nature and society. There exists an immense stock of objectified knowledge that mediates our relation with nature and with ourselves. In a general sense, this advancement used to be seen, in earlier contexts, as a form of modernization and rationalization that would lead to a »unity of civilization«. This second nature overshadows the primary nature of humans. The real and the fictional merge and become indistinguishable. Theories become facts, yet facts cannot police theories.

It is only after the societal significance of such opposites and oppositions has been understood that the full sociological significance of knowledge can become clear. Such a perspective leads to the realization that knowledge is increasingly the foundation of authority, that access to knowledge becomes a major societal resource as well as the occasion for political and social struggles.« (Stehr 2005: 117)

Der Status von wissenschaftlichen Wissen kann für die Moderne konsequent als funktionaler Status beschrieben werden. Als »objektives« und deshalb »wahres« Wissen, das universitär institutionalisiert und prozeduralisiert wird, beansprucht das wissenschaftliche Wissen einen privilegierten Status für die deutende Beschreibung der gesellschaftlichen Realität und wird so sowohl zu einer Ressource von Politik als auch in seiner eigenen Qualität an sich »politisch«.

Im Verlauf der letzten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts manifestiert sich eine auffällige Veränderung hinsichtlich des Status des wissenschaftlichen Wissens: Die »Wahrheit« und die Privilegierung wissenschaftlicher Autorität zeigen (plötzlich) Risse. Im Feld der Ethnowissenschaften entwickelt sich in den 1980er Jahren – angeführt von anglo-amerikanischen ForscherInnen – eine Diskussion über die Repräsentationskraft ethnologischen Wissens, die als »Writing Culture«-Debatte in die Forschungsgeschichte eingehen wird (vgl. Clifford/Marcus 1986). In zum Teil vehement geführten Auseinandersetzungen wird die Autorität und Legitimität von kulturwissenschaftlichem Wissen hinterfragt. Die These, die als Kernpunkt der Verhandlungen gelten kann, besagt, dass viel eher von einer *Konstruktion* dessen gesprochen werden muss, was wissenschaftlich beobachtet, festgehalten, analysiert und interpretativ ausgewertet wird, als von einer »wahren« im Sinne von »objektiv-neutralen« *Repräsentation* menschlicher Realität (vgl. Clifford/Marcus 1986). In die neue Verhandlung und Reflexion ethnologischer Wissensherstellung gerieten letztlich nicht allein die Produkte der Ethnowissenschaften, sondern auch deren Praxis und Produktionsbedingungen. Die neue Skepsis gegenüber den eigenen (kultur-)wissenschaftlichen Instrumenten – die Begriffe, theoretischen Konzeptionen, die Rhetorik, die ForscherInnenposition und das methodische Vorgehen – führte zu einer mindestens zehn Jahre andauernden Diskussion über den Status kulturwissenschaftlichen Wissens, der sich über den engeren Kreis der anglo-amerikanischen Kulturanthropologie auch in diverse geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer des westeuropäischen – und vor allem des deutschsprachigen – Raums ausdehnte (vgl. Bachmann-Medick 1996; Schöttler 1997; Lipp 1998).

Auch in der deutschsprachigen Volkskunde markierte die Diskussion um die Konstruktion – statt Repräsentation – von »Kultur« einen Punkt, nach dem die ForscherInnen nicht mehr von einem positiven Abbild kultureller Realität durch die Wissenschaft sprechen konnten. Wolfgang Kaschubas eingangs zitierte Antrittsvorlesung signalisiert für den disziplinären Zusammenhang der Volkskunde das Datum, seit dem die Konstruktionsthese kulturwissenschaftlichen Wissens im diskursiven Raum steht und von dort her immer wieder neu thematisiert werden muss. In der Folge von Kaschubas publizierter »Kulturalismus«-These, deren Ausgangspunkt die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion und den (politischen) Konsequenzen in und für die Gesellschaft volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens darstellte (vgl. Kaschuba 1995), wird das Thema im Fach diskursiv variiert. Die anfänglich als situativ wahrgenommene Irritation zu Kaschubas These und deren – fast schon multiplizierten – Verbreitung und Rezeption zeigt sich jetzt im Kontext des modern hervorgebrachten, *privilegierten Status* von wissenschaftlichem Wissen als der späten Moderne eigene *Krise* des (kultur-)wissenschaftlichen Wissens. Nicht mehr allein in Konkurrenz, sondern geradezu in Frage steht jetzt der »Objektivitäts-« und »Wahrheits-«Gehalt von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen.

Die Entwicklung im Feld der Ethnowissenschaften bildet allerdings keineswegs eine Ausnahmeerscheinung ab, sondern steht exemplarisch für eine Transformation, die den ganzen Bereich wissenschaftlicher Wissensgenerierung erfasst hat. Auch in anderen Fachbereichen und Wissenschaftszweigen wird die frühere Selbstverständlichkeit einer spezifischen, ja eigentlich metagesellschaftlichen (und damit auch meta-historischen) Qualität des wissenschaftlichen Wissens in Frage gestellt. Was die Substanz und Spezifik von wissenschaftlich hergestelltem Wissen ausmacht – wenn überhaupt eine solche weiter behauptet werden kann –, wird jetzt generell einer eigenen Reflexion unterzogen (vgl. Maasen 1999; Weingart 2003). Diese Hinterfragung umfasst nicht nur den eigenen zeitgenössischen Zustand des wissenschaftlichen Wissens, sondern sie wird auch historisch retrospektiv und gesellschaftlich wie lokal angewendet und somit grundsätzlich auf den Status wissenschaftlichen Wissens ausgedehnt:

»Doch schon ein oberflächlicher Blick in die Geschichte der Wissenschaft läßt gleichermaßen Zweifel am zeitlosen und universalen Wahrheitscharakter wissenschaftlichen Wissens aufkommen. Auch wissenschaftliches Wissen verändert sich und damit auch das, was als wahr gilt. Gleichwohl zeichnet es sich durch seinen Sonderstatus aus, allen anderen Wissensformen überlegen zu sein. Wenn es auf den ersten Blick auch den Anschein haben mag, dass die

fraglose Geltung ›wahren‹ Wissens nicht überraschend ist, gerade weil es ›wahres‹ Wissen ist, so wird bei genauerer Betrachtung doch erkennbar, dass die Produktion und Geltung dieses Typs von Wissen viel voraussetzungsreicher und damit unwahrscheinlicher ist. Die Produktion und allgemeine Geltung ›gesicherten‹ Wissens setzt nämlich voraus, dass es von allen gesellschaftlichen Strukturen – Kulturen, Ethnien, Klassen, Gruppen, Religionen und überdies von Raum und Zeit – abstrahiert, d.h. in *sozialer Distanz* zu ihnen steht. Damit dies möglich ist, bedarf es besonderer sozialer Bedingungen und spezifischer historischer Konstellationen, die zunächst nicht überall in der Welt gegeben waren.« (Weingart 2003: 7f; Hervorhebung i.O.)

Von dieser Position aus gesehen verändert sich die Perspektive auf die Forschung und ihr Wissen wesentlich: Erstens manifestiert sich die Thematisierung des *Status* und der *Art* von kulturwissenschaftlichem Wissen als Krisendiagnose über die *Autorität* von wissenschaftlichem Wissen in der späten Moderne. Die grundsätzliche Frage ist gestellt, ob wissenschaftliches Wissen in der späten Moderne (noch) »Wahrheit« repräsentiert – oder ob sie das überhaupt je getan hat. Die wissenschaftliche Herstellung von Wissen wird so gleichzeitig zur Verhandlungsmasse, wie sie von der Wissenschaft selbst wieder aufgegriffen wird und zum eigenen Forschungsprojekt der Wissenschaft mutiert. Der Blick auf Wissenschaft – und ihr Wissen – ist konsequenterweise (spätestens ab jetzt) ein historisierender, soziologisierender und kulturalisierender Blick, was Weingart theoretisch folgendermaßen übersetzt: »Die einschlägigen Konzepte sind: epistemische bzw. Wissenskulturen, Wissensformen, Wissensgesellschaft.« (Weingart 2003: 127) Als Frage für die hier vorliegende Untersuchung umformuliert heißt das: Welchen Status nimmt das volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftliche Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts für sich in Anspruch? Welcher Art und von welcher Qualität muss dieses Wissen sein, damit es seine gesellschaftliche Autorität (re-)stabilisieren kann?

Was ist »Kultur«? – Wissenschaftliches oder politisches »Interpretament«?

Als charakteristischer Kern der modernen Veränderung gegenüber früheren Organisationsformen von Gesellschaft kann deren institutionalisierte und prozeduralisierte Selbst-Orientierung gelten. Die Moderne betätigt sich als ihre eigene Reflexionsmaschine, die unterschiedliches Wissen über die Gestalt der Wirklichkeit zur Herstellung ihrer eigenen gesellschaftlichen Ordnung funktionalisiert. Entscheidend und wesentlich ist dabei: Weltdeutung wird in diesem Kontext zur Gesellschaftsdeutung.

Wissen spielt unter dieser Perspektive eine zentrale, institutionell verzeitlichte Rolle im Prozess der Vergesellschaftung. Die konkreten Verfahren für diese multiple Selbstrepräsentation und -reproduktion stellt unter anderem die Wissenschaft zur Verfügung. Die strukturelle Einbindung der Wissensgenerierung in dieses selbstorientierende Projekt erreicht die moderne Gesellschaft dadurch, dass sie spezifische Wissensinstitutionen bildet, die in ihrem Fokus auf die individuelle wie kollektive Selbstwerdung zu eigentlichen Wissensinstanzen mutieren. »Instanzen« sind sie in dem Sinne, dass sie sowohl die Verfahren der Wissensherstellung als auch diejenigen ihrer Evaluierung im Sinne des »gesicherten« – also auch immer noch »wahren« Wissens – entwickeln und in ihren institutionellen Händen halten. »Instanzen« sind sie aber auch in dem Sinne, dass sie gegenüber anderen Ansprüchen der Wahrheitsvertretung auf ihren eigenen Praktiken und Produkten des Wissens (als prozeduralisierte Tätigkeit) bestehen, und diese als die »wahren« durchzusetzen versuchen.

Pointiert formuliert sich die Qualität des wissenschaftlichen Wissens zum späten Zeitpunkt der Moderne in seiner *Funktion als Instrument der Vergesellschaftung* (im Sinne der gesellschaftlichen Identitätsbildung und Reproduktion), das dementsprechend großes soziales Gewicht hat. Umgekehrt wächst mit diesem Gewicht aber auch die Labilität der Autorität über diese Funktion, denn:

»Nur das eine wissen wir mit Bestimmtheit: Das Wissen nimmt beständig zu, die Wissenskugel wächst und mit ihr wachsen die Berührungspunkte mit dem, was wir noch nicht wissen. Und noch etwas wissen wir, das uns jetzt wieder auf das Stichwort Verantwortung zurückführt: Unsere Fähigkeiten, mit einem wachsenden Wissen auch orientierungsmäßig Schritt zu halten, nehmen ab. Es gehört zu den Erfahrungen einer Leonardo-Welt, dass mit der erwähnten Unübersehbarkeit des Wissens seine zunehmende Unbeherrschbarkeit einhergeht. Und hier liegt dann die eigentliche Sorge begründet: Nicht dass das Wissen wächst und unübersehbar wird, ist das Beunruhigende, Besorgniserregende, sondern unsere immer evidenter werdende Unfähigkeit, mit diesem Wissen vernünftig umzugehen. Die Sicherheit des positiven Wissens und des Könnens, zumal des technischen Könnens, nimmt zu; die Sicherheit normativer Orientierungen nimmt ab. In klassischer philosophischer Terminologie ausgedrückt: wissenschaftlicher Verstand und praktische Vernunft entwickeln sich auseinander. Der eine, der wissenschaftliche Verstand, ist groß und stark, die andere, die praktische Vernunft, ist schwach und verzagt. Oder in der sportlichen Sprache unserer Zeit: Im Wissen sind wir Weltmeister, in der Bewältigung wissenserzeugter Probleme meist blutige Amateure.« (Mittelstraß 1998: 77f)

Galt für die frühe Moderne ihr Glaube an den Fortschritt und die sich linear entwickelnde Verbesserung der Gesellschaft noch als Fundament und Horizont ihrer Orientierung, ist eben diese Sicherheit, die eigene Gegenwart steuern und die Zukunft selbst bestimmen zu können, in der späten Moderne brüchig geworden. Ob, inwiefern und welche Art von Wissen der Gesellschaft dient, steht jetzt im Brennpunkt des Interesses und definiert den Kern der Konkurrenz um das Wissen.

In eben diesen Kontext reiht sich die Brüchigkeit und diskursive Verhandlung um den Kulturbegriff am Ende des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa ein. Wie Helduser und Schwietring feststellen, remanifestiert sich der Kulturbegriff im wissenschaftlichen Sprechen der späten Moderne mit neuer Autorität:

»Nachdem der Kulturbegriff spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hinter andere Leitbegriffe wie ›System‹, ›Struktur‹ oder ›Gesellschaft‹ zurückgetreten war, stützt sich die aktuelle Diskussion zum Teil auf Wiederbelebungsversuche früherer Debatten spätestens seit den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Hinzu kommen jedoch genuine Anregungen aus neuen theoretischen Konzeptionen wie beispielsweise aus der Diskursanalyse und dem Konstruktivismus, die zugleich eine Reformulierung älterer Ansätze erlauben.« (Helduser/Schwietring 2002: 8)

Diese neuen Anregungen und Perspektivierungen anhand des Kulturbegriffs verdanken sich auch der gesellschaftlich veränderten Situation – und damit ebenso der sozial virulenten Problemagenda – in deren Verbindung die Diskussionen mit und um »Kultur« stehen:

»Die wissenschaftliche Konjunktur der Kultur ist auch ein Anzeichen für eine neue gesellschaftliche Aushandlung des Kulturellen, die unter anderem eine Debatte um dessen Grenzen und Entgrenzungen einschließt. So haben einerseits die Diskussionen um Gentechnik, künstliche Reproduktion, künstliche Intelligenz oder virtuelle Realitäten in den letzten Jahren dazu beigetragen, dass die Schwelle von Kultur und Natur zunehmend problematisch geworden ist [...]. Andererseits gehört zu den Entgrenzungen des Kulturbegriffs auch dessen politische Instrumentalisierung, wie sie am deutlichsten in der Rede vom ›Kampf der Kulturen‹ zum Ausdruck kommt [...]. Hieran zeigt sich beispielhaft ein ›Kulturalismus‹ (Kaschuba 1995), in dem neue globale und lokale Konfliktlinien erzeugt und im Zuge dessen politische Konflikte kulturell gedeutet oder ethnisiert werden [...]: ›Kultur ist zu einem leicht entflammbar[n] Wort geworden [...], an dem sich Kriege entzünden‹ [...].« (ebd.: 9)

Die Frage nach dem Status und der Art des wissenschaftlichen Wissens führt konsequent zur Frage nach dem Verhältnis, in dem wissenschaftli-

ches Wissen zur Gesellschaft steht. Die Thematisierung einer möglichen strategischen Inanspruchnahme bzw. Instrumentalisierung von kulturwissenschaftlichem Wissen für politische (partikuläre) Interessen provoziert die grundsätzliche Frage nach der Qualität von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen. In der Definition von wissenschaftlichen Begriffen – und ganz speziell demjenigen der »Kultur« – als »Interpretamenten« (Kaschuba 1995a: 32) bestimmt die Frage nach dem Ziel und Zweck von kulturwissenschaftlichem Wissen die Perspektive der Reflexion. In einer Wiederaufnahme der anfänglichen Irritation über die zeitgenössische Kulturinflation entfaltet bzw. transformiert sich die Infragestellung von »Kultur« als effektiver und effizienter wissenschaftlicher Kategorie durch politische Inanspruchnahme zur *Fragestellung nach der Potenz und den Potentialen kulturwissenschaftlicher Begrifflichkeit(en)*. Als konkrete Frage formuliert, läßt sich dies folgendermaßen fassen: Welchen Erklärungswert und welche gesellschaftliche Wirksamkeit besitzt der volkscundliche Kulturbegriff? Für wen und zu welchem Ziel wird volkscundlich-kulturwissenschaftliches Wissen hergestellt? Und letztlich in einer übergreifenden Perspektive akzentuiert: Wirkt kulturwissenschaftliches Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts (noch) als potentes Instrument der Vergesellschaftung?

Wer braucht die Geistes- und Sozialwissenschaften? – Kritische Nachfragen, oder: Legitimationskrise

Die kritische Infragestellung des wissenschaftlichen Wissens, die seine produzierende wie autorisierende Institution der universitären Wissenschaft als *die* Repräsentantin und Garantin von »wahrem« Wissen mit in diese »Kritik« einbezieht, findet ihren Ausdruck unter anderem in der Selbstreflexion der Geistes- und Sozialwissenschaften, wie sie seit den späten 1980er Jahren auf der Wissenschaftsagenda auftaucht (und seither nicht mehr verschwunden ist). Die Frage »Geisteswissenschaften, wozu?« (Krummacher 1988), deren In-Fragestellung als »sogenannte Geisteswissenschaften« (Prinz/Weingart 1990; Hervorhebung se) und die auf eine Reflexion hinweisende »Denkschrift« über die »Geisteswissenschaften heute« (Frühwald et al. 1991) stimmen auf eine neue Phase der geistes- und sozialwissenschaftlichen Entwicklung ein. In regelmäßiger Folge erscheinen ab jetzt Publikationen, die sich speziell diesem Thema widmen (vgl. Geisteswissenschaften, wozu? 1988; Geisteswissenschaften heute 1997; Geisteswissenschaften wozu? 1997; Geisteswissenschaften und Innovationen 1999; Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend 1999). Die unterschiedlichen Beiträge und Bücher liefern Bestandesaufnahmen des

sen, was die Gegenstände, die Fragestellungen, die Erkenntnisinteressen aber auch die »Perspektiven der geisteswissenschaftlichen Forschung, [...] ihre Leistungsfähigkeit, ihre Rolle und ihre Legitimation im Wissenschaftssystem und über dieses hinaus« (Frühwald et al. 1991: Klappentext) darstellen. In Zweifel gezogen, ausführlich debattiert und auch immer wieder restituiert wird jetzt die »scheinbare[...] Funktion als ›Orientierungswissenschaften« (Prinz/Weingart 1990: Klappentext):

»Über generelle Sinnstiftung hinaus traut man den Geisteswissenschaften durchaus auch eine spezifische handlungsleitende ›Orientierungsfunktion‹ zu, wenn diese auch noch kaum entwickelt sei. Sie gewinnt ihre Relevanz ebenfalls daraus, dass sich die Gesellschaft zunehmend durch die negativen Konsequenzen ihrer eigenen – nicht nur naturwissenschaftlich-technischen – Modernisierung überrascht und sich als ›Risikogesellschaft‹ begreift.« (Vgl. Meier/Schimank 2004: 104f)

Ihren wichtigsten und prominentesten Vertreter der geisteswissenschaftlichen Orientierungsfunktion finden die unter diesem Label zusammengefassten Wissenschaftsdisziplinen in Jürgen Mittelstraß, der in verschiedenen Publikationen von der Funktion geisteswissenschaftlichen Wissens gesprochen und für dessen unabdingbare Notwendigkeit plädiert hat:

»[T]atsächlich ist die *argumentative* und die *konstruktive* Kraft des Denkens, auf die die moderne Welt in ihren Rationalitätsstrukturen angewiesen ist, nicht allein eine Sache der anderen Wissenschaftsseite. Von deren Rolle die Geisteswissenschaften zugunsten allein bewahrender und erzählender Funktionen auszunehmen, wäre nicht nur für die Geisteswissenschaften höchst abträglich – sie fielen wohl endgültig dem wissenschaftsideologischen Fluch Snows zum Opfer –, sondern auch für die Kultur der modernen Welt selbst. Diese verlöre ein Organ, das nicht nur zeigt, in Geschichten zeigt, wie es war und wie es sein könnte, sondern auch sagt, begründet sagt, wie es ist und wie es sein sollte. Um das zu leisten, haben die Geisteswissenschaften nicht nur Sensibilisierungsgeschichten, Bewahrungsgeschichten und Orientierungsgeschichten zu erzählen, sie müssen auch selbst deuten, erklären, argumentieren und konstruieren können. Die vom Kompensationsmodell angebotene Sicherheit für den geisteswissenschaftlichen Verstand ist eine trügerische Sicherheit. Sie läßt gerade jene Kräfte, eben die erklärenden, argumentierenden, konstruktiven Kräfte, verkümmern, ohne die sich in der Wissenschaft keine Disziplin halten kann.« (Mittelstraß 1998: 98f; Hervorhebungen i.O.)

Mittelstraß nimmt mit dieser Aussage nicht nur Partei für die Geisteswissenschaften und deren potentielle Qualitäten, sondern er positioniert

sie auch dezidiert neu: Von der Antithese der »zwei Kulturen«, die aus den wissenschaftstheoretischen und -politischen Argumentationen seit Snows entsprechender Äußerung (vgl. Snow 1967) nicht mehr wegzudenken ist, hält er nicht nur wenig, sondern er sieht darin ein gefährliches Hindernis für die sinnvolle – im doppelten Sinn der bedeutungsvollen und existentiell wichtigen – Herstellung und Verwendung von wissenschaftlichem Wissen in der späten Moderne. Die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften als miteinander unvereinbare »Kulturen« reduziert die letztere auf eine Kompensationsfunktion (vgl. Marquard 1986), die sowohl für sie selbst als auch für die Gesellschaft fatale Folgen hat. Nicht nur die Geisteswissenschaften sind so auf »ein beharrendes, bewahrendes, erinnerndes Bewusstsein« festgelegt (Mittelstraß 1998: 96), sondern auch die Gesellschaft wird auf eine rein technisch-industrielle Entwicklung und Innovation verwiesen, die der Komplexität realer Gesellschaftlichkeit nicht gerecht wird (oder werden kann) (vgl. Mittelstraß 1998: 110-133). Ebenso vehement adressiert er deshalb auch die finanzielle »Krise« der Universität, die er nicht allein strukturell durch wachsendes Wissen, wachsende Studierendenzahlen und eine wachsende Infrastruktur bedingt sieht, sondern ebenfalls im Kontext der streng getrennten Funktionsrelevanz von natur- und geisteswissenschaftlichem Wissen verortet, was Sabine Maasen folgendermaßen kommentiert:

»Heute reden wir, wie Jürgen Mittelstraß beklagt, über Universitäten wie über Stadtwerke und Finanzämter. Zwar gehe es auch heute noch um die Verbesserung von Forschung und Lehre, doch nur bei gleichzeitiger Kosteneinsparung. Die Kosten dieser Kosteneinsparungen gerieten jedoch in emphatischen Visionen von blühenden Universitätslandschaften leicht aus dem Blick. Zu denken sei an ganz materielle Kosten wie die Verteuerung des Studierens, aber auch an symbolische Kosten: Wissenschaft werde für Lehrende wie Lernende zunehmend zu einem Job, der gemanagt werden müsse. Doch: Müssen dabei Berufung und Leidenschaft, müssen dabei Grundlagenforschung und Orchideenfächer, muss dabei womöglich die Freiheit von Forschung und Lehre auf der Strecke bleiben?« (Maasen 2003b: 24)

In eben diesem Sinn verweist Mittelstraß wiederum dezidiert auf die Grundsätzlichkeit von Wissenschaft für die moderne Gesellschaft:

»Und in der Tat: Die moderne Welt weiß, dass sie ihre Probleme ohne Wissenschaft nicht bewältigen kann, die Wirtschaft weiß, dass sie ohne Wissenschaft einen mörderischen Produktivitäts- und Innovationswettbewerb nicht bestehen kann, und die Medien wissen, dass Wissenschaft wieder »in« und, siehe da, richtig dargestellt auch unterhaltsam sein kann. Überall wird aus der

Welt der Wissenschaft berichtet, Politiker sprechen (nicht erst seit der Standortdebatte) von der Bringschuld der Wissenschaft und Wissenschaftler schreiben fleißig Bücher, die nicht mehr nur für den Kollegen (der sie meist ohnehin nicht liest) bestimmt sind [...]« (Mittelstraß 1998: 182).

An diese – zunächst positive – Situationsdiagnose knüpft Mittelstraß allerdings eine Skizze der Gesellschaft, die vielmehr zu einer Krisendiagnose mutiert:

»Dennoch herrscht nicht eitel Freude – auf beiden Seiten. Die Öffentlichkeit mahnt *Nützlichkeit* und *Verständlichkeit* an, die Wissenschaft fühlt sich unvorbereitet auf eine Bühne gezerrt, die nicht die eigene ist. Die Öffentlichkeit schmückt sich gegenüber der Wissenschaft mit Informationsidealen, Relevanz- und Problemlösungsansprüchen, die Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit mit Erkenntnisidealen und dem Glanz der Wahrheit, der nach alter Vorstellung bzw. einem gut gepflegten Vorurteil auf ihrer Arbeit liegt. Es ist wie in den »Xenien« in Schillers Musenalmanach (auf das Jahr 1797): Einem ist die Wissenschaft »wie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit viel Butter versorgt.« (Mittelstraß 1998: 182; Hervorhebungen i.O.)

Unter Konkurrenzdruck geraten inzwischen nicht nur die Art und Qualität des (je) wissenschaftlichen Wissens sondern auch deren tragende Institutionen. Im Kontext einer grundsätzlichen – strukturell angelegten wie öffentlich geforderten – Gesellschaftsorientierung des wissenschaftlichen Wissens bestimmen nicht allein die wissenschaftsimmanenten Kriterien über dessen »Richtigkeit«. Das »richtige« Wissen bestimmt sich ganz im Gegenteil aus dem Relationsfeld konkurrierender Lösungsangebote. *Lösungswissen* transformiert sich in diesem Kontext konsequenterweise zu *Interpretationswissen* und das in doppelter Weise: als richtig interpretiertes Wissen und als interpretierendes Wissen für die richtige Lösung. Unter der Konkurrenz vieler verschiedener Institutionen, die ihre Lösungen für – selbst konstatierte – Probleme der Gesellschaft formulieren, beinhaltet jede Problem-Lösung eine zweifache Interpretationsleistung. Die erste Leistung zielt auf die adäquate und allgemein überzeugende Diagnose des gegenwärtigen, veränderungsbedürftigen Zustands. Der zweite Nachweis, der erbracht werden muss, ist der auf die Problematik passgerecht zugeschnittene und im Konkurrenzfeld der Lösungsanbieter bestmögliche Lösungsvorschlag, den zu formulieren sich jede der Wissensinstitutionen bemüht.

Die Komplexität des Diskussionsgegenstands ist damit skizziert: Nicht allein die Inhalte und begrifflichen Konturen der Geisteswissenschaften verlieren in ihrer Diskussion und Neuprofilierung ihre Selbst-

verständlichkeit; auch der Sinn und Zweck der wissenschaftlichen Institutionen stehen in Frage. Nicht nur die bisherigen Entwicklungen stehen zur Debatte, sondern der Diagnose ist auch die Forderung nach Prognosen beigelegt. Und das Nachdenken über Zukunft und Zweck steht nicht allein unter dem institutionell immanenten Drang der Wissenschaft zum Wissen, sondern ist mitbedingt und mitgetragen von Legitimationsnachfragen durch ausserwissenschaftliche InteressensvertreterInnen.

Nicht (viel) anders ergeht es den Sozialwissenschaften. Ein erster Blick und eine erste Reaktion auf die eben geschilderte Krisis im Sinne, dass sich der »Geist« (und dessen kompensierende Funktion) überlebt hat, erweist sich schnell als Kurzschluss: Auch die Sozialwissenschaften sind in den Sog des Rechenschaftsberichtens hineingeraten; auch dort legen verschiedene Publikationen Zeugnis ab von der »Krise der Sozialwissenschaft« (vgl. Neidhardt/Lepsius/Weiß 1986; Haferkamp 1990; Berg/Fuchs 1993). »Unsicherheit«, »Skepsis« und »Ratlosigkeit« prägen konsequenterweise die Diskussionen und Reflexionen um die eigene Arbeit und den eigenen Status der unterschiedlichen Fächer (vgl. Prinz/Weingart 1990). Die Herausforderung trifft sozusagen mit voller Wucht das ganze Profil der Geistes- und Sozialwissenschaften. Sie stehen unter Reflexionsdruck, der ihr Innen und Außen in vielfältigster Weise betrifft: im Innen der Wissenschaft gegen äußere Nachfragen anderer gesellschaftlicher Instanzen; im Innen der Wissenschaft gegen andere Zweige der Wissenschaft; im Innen der Wissenschaftszweige gegenüber anderen Disziplinen und nicht zuletzt im Innen der einzelnen Disziplinen gegenüber verschiedenen »Schulen« oder FachvertreterInnen selbst.

Damit ist eine komplexe Dynamik aus Beziehungen und Positionierungen unterschiedlicher Organisationsbereiche im Feld der (spätmodernen) Wissenschaft und Gesellschaft skizziert, die sich im wissenschaftlichen Wissen selbst niederschlägt bzw. einschreibt. Die Institutionen als Ganzes stehen in ihrer Autorität wie Legitimität als gesellschaftliche Instanzen des deutenden Wissens zur gedanklichen Disposition.²

Krisen- und Legitimitätsdiskussionen sind historisch gesehen zwar keine neue Erfahrung für die modernen Wissenschaften³; die Debatte am

2 Knapp 15 Jahre später hat sich diese Situation offensichtlich noch nicht verändert, geschweige denn gelöst: »Es scheint, als leiden die Geisteswissenschaften und die mit ihnen epistemisch verwandten heuristisch orientierten Gesellschaftswissenschaften unter einem kaum korrigierbaren und sich praktisch auswirkenden beständigen Legitimationsdefizit.« (Diner 2004: 70)

3 Die »Krise« der Wissenschaft stellt sich nicht als völlig neues historisches Phänomen dar. Bereits in den 1930er Jahren manifestierte sich – allerdings unter anderen Vorzeichen und mit anderen thematischen Ausprägungen –

Ende des 20. Jahrhunderts zeigt aber ihre spezifische Qualität, die sich von vorhergehenden Krisenthematisierungen unterscheidet:

»Die aktuelle Krise der Wissenschaft wird vielmehr im Zusammenhang mit einem Status-, Reputations- oder Glaubwürdigkeitsverlust der Wissenschaft in der Öffentlichkeit gesehen. Felt et al. (1995: 17) sprechen von einer Legitimationskrise, welche durch schwindendes öffentliches Vertrauen in die wissenschaftlich-technische Problemlösungskompetenz gekennzeichnet ist sowie durch die Wahrnehmung, dass Wissenschaft und Technik selbst jene Probleme produziert haben, zu deren Lösung sie beitragen sollen.« (Kurath 2005: 22)

Helga Nowotny qualifiziert dementsprechend die »wissenschaftliche Krise« als Problem der veränderten Bildungs- und Kommunikationsstruktur in spätmodernen Gesellschaften: »Im Gegensatz zu der eben geschilderten Zeit kann heute kaum von einer generellen Krise der Wissenschaft gesprochen werden. Von einer Krise innerhalb der Wissenschaft selbst kann nicht die Rede sein, sondern von einer Krise, die sich aus ihrem Autoritätsverlust in der Öffentlichkeit ergibt.« (Nowotny 1999: 36) Denn:

»Die Bevölkerung in den Industriestaaten ist heute besser ausgebildet als je zuvor, und die öffentliche Meinung sollte dementsprechend differenziert und wohlwollend auf wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs reagieren. Doch das Gegenteil ist der Fall. Das öffentliche Vertrauen in die Wissenschaft hat ab- und nicht zugenommen. In Gesellschaften, in denen Expertenwissen dominiert, muss sich dieses Wissen einer – nicht zuletzt aufgrund ihres höheren Bildungsstandes – zunehmend kritischen Öffentlichkeit stellen. Eine allgegenwärtige Wahrnehmung von Risiken und der Wunsch, diese abzuwehren, haben das Vertrauen in deren Beherrschbarkeit ersetzt. Die Krise des Wissens unterminiert die kognitive Realität, für die die Wissenschaften früher unangefochten standen.« (ebd.: 36f; vgl. auch Luhmann 1992b: 143; Kimmich/Thumfart 2004b: 10)

Kurz: Die Krise der Wissenschaft, wie sie sich in den 1990er bzw. deren Folgejahren äußert, beinhaltet eine »veränderte[...] Wahrnehmung der Wissenschaft als *soziale Institution*« (Kurath 2005: 22; Hervorhebung se).

Die universitär installierte Disziplin der Volkskunde ist von dieser Krisensituation nicht ausgenommen. Richard Kämmerlings Rezension über einen ihrer wichtigsten Fachkongresse zeigt deutlich, dass das

eine Krisendiskussion bzw. Krisendiagnose der Wissenschaft (vgl. Nowotny 1999: 35; Weingart 1995: 26).

volkskundliche Erkenntnisinteresse mit seinen entsprechenden Blickrichtungen, Fragestellungen, Begriffsverwendungen und Methoden keinen allgemeingültigen Relevanzanspruch behaupten kann. Die fachlichen Interessen stehen sowohl in ihren einzelnen Ausformungen wie auch in ihrer Kombination zur profilierten Universitätsdisziplin unter Legitimationsdruck. Damit rückt die epistemische Selbstverständlichkeit volkskundlichen Wissens in den Fokus kritischer Evaluation und dessen institutionelle Konturierung innerhalb der Universität ist der – universitär wie gesellschaftlich – öffentlichen Prüfung unterworfen. Was inzwischen für die Wissenschaften und ihre universitäre Institutionalisierung allgemein gilt, nämlich dass »nicht mehr prinzipiell außerhalb des Denk- und vor allem Sagbaren lieg[t], zukünftig die Institution Universität in ihrer bisherigen Gestalt abzuschaffen« (Kimmich/Thumfart 2004b: 10), verstärkt den Druck auf deren einzelne Organisationselemente, konkret auf die unterschiedlichen Fächer in ihrer institutionellen Eigenständigkeit: Wenn die Universität in ihrer bisherigen Form nicht mehr begründungslose Evidenz beanspruchen kann, dann wird auch denkbar, dass einige ihrer disziplinären Verzweigungen in Zukunft nicht mehr »genährt« werden müssen (vgl. Langewiesche 2004: 42; Benoît 1994: 316).

Die Fragilität des wissenschaftlichen Wissens und der Wissenschaft in ihrer universitären Institutionalisierung gründet in dem wechselseitigen Verhältnis moderner Gesellschaften aus einer gleichzeitigen Abhängigkeit und kritischen Infragestellung von wissenschaftlichem Wissen: Das wissenschaftliche Wissen gilt einerseits als unverzichtbare Grundressource für die Bewältigung der unterschiedlichsten Anforderungen im staatlichen wie individuell-alltäglichen Gesellschaftsleben. Andererseits ermöglicht die Breite und Verbreitung des wissenschaftlichen Wissens die Kompetenz kritischer Infragestellung auch von Seiten nicht-wissenschaftlicher Gesellschaftsmitglieder. Das heißt, Wissen bietet die Basis für die reflexiv-kritische Rezeption jeglichen Wissens. Als Konsequenz dieser dualen Grundlage der modernen Gesellschaft sieht Nico Stehr die Emergenz und Relevanz einer »Wissenspolitik« als ein ganz wesentliches Feld der Debatten und Kämpfe der Zukunft in demokratischen Gesellschaften: »In democratically organized societies, it is a legitimate role of political discourse and action to contribute to and take part in decisions that effect the ways in which scientific knowledge and possible technological artifacts are deployed in society or not.« (Stehr in: Maasen/Winterhager 2001: 259f) Daraus ergibt sich für die Geistes- und Sozialwissenschaften eine spannungsreiche – wenn nicht sogar paradoxe – Situation: Einerseits sind sie in ihrer Wissensherstellung und Institutionalisierung unter Legitimitätsdruck geraten, während sie ande-

rerseits an der Weiterentwicklung und Orientierung der Gesellschaft anhand von (wissenschaftlichem) Wissen mitarbeiten sollen.

Kurz und als Fazit: Die neuartige Thematisierung der *Funktion* von Geistes- und Sozialwissenschaften äußert sich am Ende des 20. Jahrhunderts in Form einer kritischen Infragestellung der gesellschaftlichen *Legitimität* von (geistes- und sozial-)wissenschaftlichem Wissen. Die allgemein virulente Nachfrage nach der Relevanz – besonders des geistes- und sozial- – wissenschaftlichen Wissens provoziert konsequent die konkret fassbaren Fragen: Geistes- und Sozialwissenschaften wozu? Beziehungsweise in Kämmerlings polemischer Formulierung: »Wer braucht die bunten Vögel?« Sprich: Wer braucht die Volkskunde?

Was – und wer – ist »Kulturwissenschaft«? – Von der »Neuorientierung« der Geistes- und Sozialwissenschaften als »Kultur«wissenschaften

Auffällig an der inhaltlichen und theoretischen Ausrichtung der Diskussionen um Sinn und Zweck der Geistes- wie der Sozialwissenschaften im Verlauf der 1990er Jahre ist deren Schlagseite zur »Kultur«. Ähnlich wie die 1970er Jahre vorwiegend unter den Etiketten von »Gesellschaft« und »Sozialwissenschaften« oder die 1980er Jahre unter denjenigen des »Alltags«, der »Hermeneutik« und der damit verbundenen »Krise der Repräsentation« standen (vgl. Musner/Wunberg 1999: 3; Daniel 1999: 10f), kann das Charakteristikum der 1990er Jahre als dasjenige der »Kultur« und »Kulturwissenschaft(en)« bezeichnet werden. Der Kulturbegriff taucht in den unterschiedlichsten Fächern auf, diverse theoretische Konzepte werden entwickelt und diskutiert – allerdings nicht immer in gegenseitigem Bezug aufeinander –, und die Rezeption von theoretischen Ansätzen zum Thema und Begriff von »Kultur« aus dem internationalen Wissenschaftsfeld nimmt ständig zu (vgl. den Abschnitt zur »Writing Culture«-Debatte, S. 15ff). »Kultur« wird praktisch und programmatisch zum neuen Leitbegriff für viele geisteswissenschaftliche Disziplinen.

Urte Helduser und Thomas Schwietring haben in ihrer Publikation zur »Kultur und ihre[r] Wissenschaft« die inzwischen als »cultural turn« bezeichnete Entwicklung der kulturwissenschaftlichen Neuorientierung früherer geistes- und gesellschaftswissenschaftlicher Fächer in ihren verschiedenen Etappen festgehalten (vgl. Helduser/Schwietring 2002: 8ff; vgl. auch Lutter/Reisenleitner 1998; Kaschuba 1999; Böhme/Matubek/Müller 2000; Gerbel/Musner 2002). Die beiden AutorInnen referieren die unterschiedlichen Stationen, die der Begriff in den verschiedenen disziplinären Kontexten – oft in unterschiedlicher Art, Weise und Er-

gebnis – genommen hat. Einen entscheidenden Punkt in dieser »kulturwissenschaftlichen Wende« hat die begriffliche Entwicklung am Ende des 20. Jahrhunderts erreicht. Jetzt bestimmt nicht mehr nur die Ausweitung des Profils das Thema der Diskussionen, sondern die begriffliche Transformation wird zur »grundlegenden Revision« (Helduser/Schwietring 2002: 12): Ab jetzt macht »Kulturwissenschaft ihre eigene Geschichte (Kittler 2001) und die Geschichte des Kulturbegriffs (Brackert/Werfelmeyer 1984; Brackert 1990) [wird] zum Thema einer kulturwissenschaftlichen Analyse« (ebd.).

Einhergehend mit dieser Neuausrichtung bisher geisteswissenschaftlicher Fächer ist auch die Neugründung explizit als »Kulturwissenschaft(en)« benannter Institute, die sich in den Kontext der bestehenden universitären Disziplinen einreihen (vgl. Böhme et al. 2000: 210ff).⁴ Diese Neuorientierungen wie auch die Neugründungen haben in den 1990er Jahren allerdings keine Eindeutigkeit des Kulturbegriffs noch eine spezifische Profilierung ihrer Wissenschaftsdisziplinen hervorbringen können. Zur – gemeinsam verhandelten – Klärung bleiben im ganzen Jahrzehnt die thematischen, methodischen und theoretischen Profile auf der Tagesagenda (vgl. Winter 2004: 121f). Insgesamt steht zur Disposition, ob unter dem Begriff der »Kulturwissenschaft« ein neues – und damit weitgehend noch zu institutionalisierendes – Fach gemeint ist, ob eher eine spezifische Perspektivierung der Forschungsinteressen unter der Leitkategorie »Kultur« verstanden werden soll, oder ob der Plural »Kulturwissenschaften« in Ablösung der ehemaligen Bezeichnung der »Geisteswissenschaften« angebracht sei (vgl. Prinz/Weingart 1990; Frühwald et al. 1991; Weingart et al. 1991; uni nova 1994; Bollenbeck 1997; Musner/Wunberg 1999; Böhme/Matušek/Müller 2000; Stücheli 2000; Stücheli 2001; Musner/Wunberg 2002; Schindler 2002; Groebner 2003; Böhme 2006). Die strukturelle und ideelle Problematik der Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts buchstabierte sich auf der Ebene des Wissens als Diskussion über die angemessene Bezeichnung dieser Wissenschaftszweige sowie über den Status, das Profil, die Potenz und Qualität ihres Leitbegriffs »Kultur« aus. Wissenschaftspolitisch gesehen geht es um die Infragestellung der je

4 Zu dieser Art der neuen Institutionalisierung kann auch die Einrichtung einschlägiger Homepages gezählt werden, wie etwa diejenige für Cultural Studies/Kulturwissenschaften in Österreich: www.culturalstudies.at. Das Phänomen zahlreicher Neugründungen wissenschaftlicher Institute und Institutionen unter der Bezeichnung der »Kulturwissenschaft« nahm sich ein Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung/Wissenschaftssoziologie der Universität Basel zum Thema bzw. Ausgangspunkt der Untersuchung. Vgl. <http://wifo.unibas.ch/forschung/abgeschlossene-projekte>, 30.07.2008.

disziplinären Wissensherstellung bzw. um die Frage nach der sinnvollen Differenzierung wissenschaftlichen Wissens in Form einzeln institutionalisierter, spezifischer Fächer. Die Konkurrenz des Wissens manifestiert sich auf dieser konkreten Ebene als Konkurrenz um die Position und das Label der »Kultur-Wissenschaft«.

Im Jahr 2005 erscheint ein vorwiegend von Studierenden für Studierende hergestellter und herausgegebener »Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten«, der als Titel vier verschiedene (Fächer-)Namen allem voranstellt: »Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde« steht auf der Frontpage des 300 Seiten starken Buches (Zimmermann 2005). Was auf den ersten Blick noch als Leitfaden für vier verschiedene kulturwissenschaftliche Fächer verstanden werden könnte, wird auf dem hinteren Buchdeckel präzisiert und eingeeengt auf die »Orientierungshilfe für das Studium *eines* Faches, das an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen vertreten ist« (ebd.; Hervorhebung se). Anlass für die Publikation gibt die breite Palette an Studienmöglichkeiten der »Kulturwissenschaft«, die am Anfang des 21. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa gegeben sind, denn

»eine kaum mehr zu übersehende und sehr heterogene Menge an Fächern, ja ganzen Fachbereichen und Fakultäten firmiert gegenwärtig unter dem Namen »Kulturwissenschaft«. Auf der Homepage der *Hochschulrektorenkonferenz*, die sämtliche in Deutschland angebotenen Studiengänge auflistet, werden sage und schreibe 4.707 von 9.156 Studiengängen als kulturwissenschaftlich ausgewiesen [...]. Das sind im Grunde fast alle außer den naturwissenschaftlichen, medizinischen und juristischen Angeboten.« (ebd.: 8; Hervorhebung i.O.)

Demgegenüber steht die Feststellung der AutorInnen, dass im »Ratgeber »Studien- und Berufswahl« der *Bundesagentur für Arbeit*, der alljährlich in Deutschland herauskommt und an Abiturientinnen und Abiturienten verteilt wird [...], die Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde kaum repräsentiert ist« (ebd.; Hervorhebung i.O.). Die Gründe für diesen Zustand werden auf einer »wissenschaftlichen« und einer »hochschulpolitischen« Ebene verortet: Die wissenschaftliche Begründung lokalisieren die AutorInnen im – bereits zitierten – »cultural turn«, der »von der Sprachwissenschaft sowie den Sozial- und Kulturanthropologien ausgegangen [ist] und sich inzwischen in zahlreichen Disziplinen durchgesetzt [hat]« (ebd.). Für die hochschulpolitische Ebene sehen auch sie den zunehmenden Finanzdruck als entscheidenden Punkt, der den – vor allem »kleinen Fächern« – neue Strategien der Positionierung und des Existenzerhalts abverlangt:

»Hochschulpolitisch beziehungsweise hochschulfinanzpolitisch gesehen, sind in Deutschland gegenwärtig zahlreiche, vor allem kleine Fächer in ihrer Existenz gefährdet. Verschonung oder wenigstens mildernde Umstände versprechen sie sich oft von der Verbindung und Vernetzung mit anderen Fächern, vorzugsweise unter dem Markenzeichen »Kulturwissenschaft«. Der Name selbst hat Symbolcharakter, stellt ein symbolisches Kapital dar, das sich hochschulpolitisch gewinnbringend einsetzen läßt, das aber auch, so möchte man als Ethnologe mutmaßen, ein wenig an Totem und Tabu erinnert: Man erkennt sein Schicksal, seine Verwandtschaft, seine Schicksalsgenossenschaft unter einem gemeinsamen Zeichen und hofft unverwandt auf dessen bannende Wirkung: Rühr mich nicht an, bring mich nicht um, schließ nicht mein Fach! Kulturwissenschaft!« (ebd.: 9)

Die beschriebene Situation – zwischen Unübersichtlichkeit der Kulturwissenschaften und Übersehenwerden der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde – läßt das Studium in den Augen der Leitfaden-AutorInnen öfters mal zum »Abenteuer« werden (ebd.), für das sie unterschiedliche Hilfestellungen anbieten wollen. Entsprechend organisieren sie das notwendige Informationsmaterial in folgender Struktur:

»Die Einleitung gibt eine Orientierung zunächst (1.) über Kulturwissenschaften im Allgemeinen und dann (2.) über das Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde im Besonderen. Es folgt (3.) die Vorstellung des Studienprojektes, aus dem der Leitfaden hervorgegangen ist, und es folgen (4.) Erläuterungen zum Inhalt, zum Aufbau und zu den Eigenheiten des Leitfadens. Die Einleitung schließt ab (5.) mit den Desiderata, also mit dem, was offen zu wünschen bleibt.« (ebd., 7)

Dann folgen als Hauptteil des Buches die verschiedenen »Studienorte und Universitätsvertretungen des Faches« von »Augsburg« bis »Zürich« (ebd., Inhaltsverzeichnis) mit »studienpraktischen Auskünfte[n] und Erläuterungen« (ebd.: 7), die am Ende ergänzt bzw. vervollständigt werden durch ein »Abkürzungsverzeichnis, Glossar, Literaturverzeichnis, Namenregister [und] Tabellen« (ebd.).

An die einführenden Bemerkungen zur Kulturwissenschaft im Allgemeinen schließt ein kurzes Porträt der »Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde« an, das als Fach »an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen« bzw. in wechselnder Kombination zweier dieser Bezeichnungen institutionalisiert ist (ebd.: 11). Vorgestellt wird die historische Grundlage für diese Namensvielfalt, die seit den 1960er Jahren »als unterschiedener Bruch mit einer höchst problematischen Herkunftslinie initi-

iert worden« ist (ebd.). Verwiesen wird dabei auf die schwerpunktmäßigen Themen- und Perspektivenwahlen der Volkskunde im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als das Fach »seinen Blick vor allem auf vormoderne Kulturen gerichtet, auf Themen wie Volkslied, Märchen und Sage, Sitte und Brauch, Haus und Hof, Gerät und Tracht« konzentriert hatte (ebd.), und damit »zwar nicht im Ganzen, aber doch in großen Teilen stark zum Nationalsozialismus tendiert[e]« (ebd.). Der im Namen angezeigte »Bruch« mit den »völkischen« Orientierungen schlug sich inhaltlich, methodisch, theoretisch und institutionell bis in die 1990er Jahre hinein nieder. Auf der inhaltlichen Ebene vollzog sich eine Öffnung des »thematischen Horizonts« hin zu »Alltagskulturen und Lebensstile[n] breiter Bevölkerungsschichten in Vergangenheit und Gegenwart, [zu] Teil-, Sub- und Protestkulturen, [zu] Themenkreise[n] wie Arbeit, Freizeit, Medien; Körper, Geschlecht, Sexualität; interkulturelle Kommunikation, Migration, Mobilität« (ebd.); entsprechend veränderten sich auch die Forschungsperspektiven, die »für europäische und andere Kulturen geöffnet worden sind, wobei jedoch an vielen Instituten nach wie vor der deutschsprachige und regionale Raum im Zentrum von Lehre und Forschung steht, heute allerdings oft unter dem Aspekt des Fremden im Eigenen« (ebd.: 11f). Theoretisch manifestierte sich die neue Orientierung in der Anknüpfung an »sozial- und kulturwissenschaftliche Theorielagen« und an »Begriffe wie Gesellschaft, Urbanität, Konflikt; Ethnizität und Transkulturalität; Mentalität, Habitus, Ritualität« (ebd.: 11). Methodisch wiederum

»hat der Umbruch dazu geführt, dass einerseits (auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen Forschung) mit den Methoden der empirisch-qualitativen Sozialforschung sowie zunehmend der Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie (Feldforschung, Teilnehmende Beobachtung, Hermeneutik) gearbeitet wird, andererseits (auf dem Gebiet der vergangenheitsbezogenen Forschung) mit sozialgeschichtlichen, mikrohistorischen und historisch-anthropologischen Methoden« (ebd.: 12).

Die neueste Entwicklung im Verlauf der 1990er Jahre, die nun am wesentlichsten mit dem Kulturbegriff verbunden wird, veränderte nicht nur das Fach sondern führte dieses auch in einen in seiner Charakteristik veränderten Kontext und Konnex zu den anderen universitären Wissenschaftsdisziplinen. Die Kennzeichnung dieser Entwicklung als »Ethnologisierung und Anthropologisierung oder auch als *cultural turn*« (ebd.; Hervorhebung i.O.) hatte entscheidende Folgen für die Volkskunde als »Kulturwissenschaft«:

»Erst im Zeichen dieser Entwicklung haben die in den 1970er Jahren eingeführten Fachbezeichnungen ihr volles Klangvolumen entfaltet, das heißt ihre ethnologische, anthropologische und kulturwissenschaftliche Tragweite zur Geltung gebracht [...]. Damals nämlich, in den 1970er Jahren, war mit Namen wie »Europäische Ethnologie« und »Empirische Kulturwissenschaft« noch keineswegs ein *cultural turn* intendiert, es handelte sich vielmehr um einen *social turn*, um die Hinwendung zu den Sozialwissenschaften« (ebd.; Hervorhebung i.O.).

Dass die kulturorientierte Wende auch innerhalb des Faches inzwischen alle dazugehörigen Institute erfasst hat, trotz Beibehalt des Namens »Volkskunde« bei einigen ihrer Vertretungen, hält der Leitfaden explizit fest:

»Der Erhalt des alten Namens besagt jedoch keineswegs, dass an den betreffenden Instituten etwa eine altbackene Volkskunde gelehrt würde. Das wäre ein grobes Missverständnis; denn auch dort ist zunächst der *social turn* nachhaltig vollzogen worden, und der *cultural turn* ist sozusagen in vollem Gange. Nicht selten ist es einfach bei »Volkskunde« geblieben, weil die alternativen Bezeichnungen auch nicht optimal erscheinen beziehungsweise kaum genau dasjenige treffen, was etwa eine auf deutschsprachige Regionen konzentrierte Volkskunde macht. In dieser Beziehung wären auch Bezeichnungen wie »Historische Anthropologie«, »Regional Studies«, und »Regionalethnologie« nicht ganz unzutreffend« (ebd.).

Herausgestrichen wird in dem Porträt der Disziplin neben ihrer epistemischen Kohärenz auch deren institutionelle Zusammengehörigkeit: »Trotz aller unterschiedlichen Bezeichnungen und erdenklichen Bezeichnungsvarianten und trotz aller möglichen sachlichen Differenzen handelt es sich aber durchaus um *ein* Fach« (ebd.: 13; Hervorhebung i.O.), das zusammengehalten wird von »fachspezifischen Dachverbänden (national und international)« (ebd.), die »zusammen Kongresse und Tagungen bestreiten, Zeitschriften und Einführungswerke herausgeben und gemeinsam in Verzeichnissen und im Internet präsent sind« (ebd.); das in gemeinsam verfassten und herausgegebenen Einführungswerken zum Fach öffentlich profiliert wird und das im Internet seine FachvertreterInnen – von den AbschlusskandidatInnen jeder Qualifikationsstufe bis zu den neu berufenen bzw. emeritierten ProfessorInnen – alle als ihre disziplinären RepräsentantInnen ausweist.

Hinsichtlich ihrer strukturellen Kapazität verweisen die AutorInnen zwar darauf, dass es sich bei der »Volkskunde« um ein »relativ kleines Fach« (ebd.: 14) handelt – »mit 41 regulären, plan- und lebenszeitmäßigen Professuren« (ebd.) –, das aber in Deutschland als ein »relativ hoch

frequentierte Fach« (ebd.) gelten kann: »Auf eine Professur kommen hier im Durchschnitt 103 Studierende; in der Geschichtswissenschaft beträgt dieses Verhältnis lediglich 1:53, in den Sozialwissenschaften 1:59; nur in der Germanistik ist dieses Verhältnis mit 1:126 noch angespannter.« (ebd.) Gerade hinsichtlich dieser strukturellen Prekarität stellt sich die Frage: »Zu welchem Behufe und Berufe aber studiert man Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde?« (ebd.) Unter der Prämisse, dass »die tatsächlichen Berufschancen offen bleiben müssen« (ebd.), gibt das Buch dennoch einen konkreten Verweis auf die »klassischen« bzw. einschlägigen Berufsfelder:

»Das geradezu klassische Berufsfeld war und ist die Tätigkeit im Museums- und Ausstellungsbereich (Freilandmuseen, Heimatmuseen, Museen für Alltags- und Industriekultur etc.). Ein jüngeres, aber inzwischen breites Berufsfeld ist die Arbeit im Journalismus und in den Medien (Kulturberichterstattung etc.). Öffentliche Kulturarbeit, öffentliche, halböffentliche und private Forschungs- und Dokumentationszentren, Verlagsarbeit, Erwachsenenbildung, *Non Governmental Organizations* (NGOs) bieten weitere berufliche Perspektiven. *Freelancer* nennt man diejenigen, die in dem einen oder anderen oder in mehreren dieser Bereiche ohne ein festes Arbeitsverhältnis tätig sind, etwa als akademische ›Ich-AG‹ oder sozusagen als (post-)moderne, nomadisierende, kulturwissenschaftliche Landser, die sich von Auftrag zu Auftrag, von Werkvertrag zu Werkvertrag, von Projekt zu Projekt durchschlagen.« (ebd.; Hervorhebungen i.O.)

Die Selbstporträtierung der Volkskunde zu Beginn des 21. Jahrhunderts macht deutlich, dass es zu diesem Zeitpunkt nicht allein um die inhaltlich-wissenschaftliche Profilierung der eigenen Disziplin geht, sondern mindestens so zentral der inneruniversitäre Positionierungs- und Leistungsdruck die Selbstdarstellung bestimmt sowie der gesellschaftliche Nachweis institutioneller Legitimität und Relevanz erbracht werden muss. In Frage steht, was der jeweilige *legitime institutionelle Ort* und die *legitimierte Position* der vormals geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen darstellt. Jürgen Mittelstraß diagnostiziert im wesentlichen zwei Faktoren, die zu dieser geistes- und sozialwissenschaftlichen Identitätskrise geführt haben; erstens:

»Zu den Problemen der *inneren* Organisation der Geisteswissenschaften gehören z.B. eine unter dem Stichwort Unendlichkeit schon berührte wachsende methodische und disziplinäre Unüberschaubarkeit, die sich institutionell im Auseinanderfallen alter Fakultätsordnungen und der Bildung beliebiger neuer Ordnungen zum Ausdruck bringt, das Schwinden einer transdisziplinären

Orientierung, obgleich die Geisteswissenschaften gerade das wissenschaftssystematische Paradigma einer derartigen Ordnung sein müssten, mangelnde Internationalität und der Verlust einer ehemals unstrittigen Bildungsfunktion, verstärkt durch einen wachsenden Rechtfertigungsdruck im Zuge der immer noch an Dominanz zunehmenden Wirtschafts- und Technologieorientierung der modernen Welt.« (Mittelstraß 1998: 112f; Hervorhebung i.O.);

und zweitens:

»Probleme der *äußeren* Organisation verbinden sich vor allem mit allgemeinen Wachstumsproblemen, einer um sich greifenden Elephantiasis, im Hochschulbereich. So stieg die Zahl der Studierenden in den Geisteswissenschaften seit 1975 um ca. 90 Prozent [...], die Zahl der Professuren im gleichen Zeitraum um 48 Prozent [...]. Die Folgen liegen auf der Hand: weitgehender Verlust der seminaristischen Organisation geisteswissenschaftlicher Studiengänge, Parzellierung der fachlichen Zuständigkeiten, Anonymisierung von Lehr- und Lernprozessen. Welche Institution kann eine derartige Entwicklung ohne Verlust ihrer einstmals gegebenen oder rhetorisch behaupteten Identität überstehen?« (ebd.: 113; Hervorhebung i.O.)

An diese Krisendiagnose schließen sich unterschiedliche Fragen an, wie sie Klaus Lichtblau für die Soziologie formuliert hat:

»Allerdings dürfte diese anfängliche Freude schon sehr bald von der Sorge überschattet werden, ob mit dieser feierlichen Erklärung der Soziologie zum integralen Bestandteil eines umfassenden kulturwissenschaftlichen Paradigmas nicht vollends all jene Differenzen verschwimmen, die einstmals einen entscheidenden Unterschied zwischen den einzelnen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern ausgemacht hatten. Zumindest muss die Frage erlaubt sein, was die Soziologie angesichts ihrer ohnehin bereits beachtlichen eigenen Heterogenität eigentlich hinzugewinnt, wenn sie ohne Vorbehalte auf einen solchen gutgemeinten kulturwissenschaftlichen Umarmungsversuch eingeht.« (Lichtblau 2002: 102)

Nicht nur innerwissenschaftlich stellt sich diese Frage des Zugewinns für einzelne Fächer im Arm mit den Kulturwissenschaften, sondern auch im Kontext der Gesellschaft bleibt dabei offen, ob die Autorität und Legitimität geistes- und sozialwissenschaftlichen Wissens und ihrer Institutionen im Gewand der Kulturwissenschaften neu positioniert bzw. neu profiliert werden können. Nicht zuletzt war gerade die Soziologie,

»seit es sie gibt, mit dem Anspruch aufgetreten, als einzige Diskursform wissenschaftlich diese Reflexion [der Gesellschaft; se] zu betreiben. Sie hat aber de facto stets auch nur eine Perspektive (sieht man einmal davon ab, dass ihr

Diskurs natürlich niemals homogen, sondern in sich bereits polykontextural organisiert war) vertreten und das Geschäft der Selbstvergewisserung der Moderne in Ergänzung und Konkurrenz nicht nur zu anderen Wissenschaften, sondern vor allem auch zur Philosophie, der Literatur und den schönen Künsten betrieben. Dabei hat ihr bereits die Bindung an wissenschaftliche Ausdrucksformen erhebliche Selbstbeschränkungen beim Kampf um die öffentliche Seinsauslegung der Moderne aufgezwungen.« (Hahn 1999: 21)

Die intensivierte Diskussion um die Sozial- und Geisteswissenschaften sowie deren eigene Neuorientierung als Kulturwissenschaften am Ende des 20. Jahrhunderts charakterisiert sowohl deren Krisen-Status als auch deren gesellschaftlich wahrgenommene Autorität und die selbstbewusste Selbstpositionierung. Was in öffentlichen, anhaltenden Auseinandersetzungen vielfach verhandelt wird, eröffnet in gleicher Weise den Raum zur erneuerten und neuerlichen Restituierung der kritisch gewordenen Legitimität. Die Reflexion darüber, was für die Geistes- und Sozialwissenschaften als sinnvolle Begriffe, theoretische Konzepte, Erkenntnisziele, Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse und institutionelle Verankerungen gelten sollen, schafft eine Bühne für die – in Konkurrenz ausgetragene – Lancierung, Platzierung und Etablierung neuer Wissensformen und -bestände. Als konkrete Fragen stehen zu dieser Zeit im Raum, in welches Verhältnis sich die Geistes-, Sozial- und/oder Kulturwissenschaften sowohl zueinander als auch zur Gesellschaft setzen. Die Evaluierung der Relevanz wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Institutionen formuliert sich konsequent als doppelte Frage: Erstens, braucht die zeitgenössische Gesellschaft eine Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaft? Und zweitens, welche dieser Wissenschaften braucht die Gesellschaft? (Vgl. Nowotny 1999: 42f; Weingart 2003: 141)

Fokussiert auf den Fall der Volkskunde treibt folgende Unsicherheit die Diskussionen an: Was – und wer – ist (die) legitime Kulturwissenschaft?

Resumée: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« – Von der Konkurrenz des Wissens zur Politik des Wissens

Akzentuiert formuliert sich die Situation am Ende des 20. Jahrhunderts (und darüber hinaus) für die Universität schlicht als: *scientia scientiae lupa*. Der gesellschaftliche Konkurrenz- und Legitimationsdruck pflanzt sich weiter im Inneren der Wissenschaft, Diskussionen um Fächerstreichungen, um allgemeine Finanzstopps und um »Synergieschaffung« durch neue, straffere Departmentalisierung übertragen die Form des

Marktes auch auf das Organisationsprinzip der Hochschule(n). Beteiligt an dieser strukturorganisierenden Thematisierung sind nicht allein – oder gar vorwiegend – ausserwissenschaftliche (Interessen-)VertreterInnen sondern auch die Angehörigen des Wissenschaftsbetriebs selbst (vgl. Bourdieu 1988: 198f; Böhme et al. 1999; Langewiesche 2004: 40ff). In heftiger Konkurrenz kämpfen die verschiedenen wissenschaftlichen Systemeinheiten um quantitative wie qualitative Vorherrschaft im Feld: Die Vielzahl und das hierarchische Gewicht der disziplinären Positionen bestimmt die Stellung in der Konkurrenz um Sinn und Gehalt des Wissens innerhalb der Wissenschaften wie auch innerhalb der Disziplinen selbst. Konsequenterweise sehen sich alle TeilnehmerInnen in diesem Feld der Wissenschaft vor die Herausforderung gestellt, ihre Position – als Institution und als Subjekt – zu sichern.

Nachdem die frühe Moderne – als ihr charakteristisches Spezifikum – sich selbst zum Thema geworden ist, macht die späte Moderne die »Moderne« nun selbst zum Thema ihrer Reflexion. Verschiedene TheoretikerInnen entwerfen am Ende des 20. Jahrhunderts unterschiedliche Konzepte, um sowohl der veränderten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstthematisierung sowie den veränderten Strukturen und Materialitäten (von Gesellschaft wie von Wissenschaft) eine neue Ordnung und einen neuen Sinn abzugewinnen. Ob die Zeit der späten Moderne dementsprechend als »reflexive Modernisierung« beschrieben wird, die die »Erste Moderne« des 19. Jahrhunderts am Ende des 20. Jahrhunderts in der Gestalt einer »Zweiten Moderne« »herausfordert« (Beck/Bonß/Lau 2001: 17f), oder ob diese Zeit im Sinn der »Postmoderne« (und »Posthistoire«) als das Ende der großen Metatheorien, der alles überwölbenden Geschichten und als neue Zeit der pluralen Wertigkeiten verstanden werden sollte (vgl. Welsch 1994), oder ob – letzters – mit dem Ende des 20. Jahrhunderts erst der »richtige« Vollzug der »Moderne« sich entfaltet (vgl. Luhmann 1997), spielt dabei nicht die entscheidende Rolle. Ausschlaggebend ist vielmehr, dass der eigenen Zeit nun auch die eigenen begrifflichen, theoretischen und methodischen Grundlagen zum Thema werden (vgl. von Graevenitz 1999a). Zudem manifestiert sich in der neuen reflexiven Wende eine weitere Charakteristik, die die verschiedenen Konzepte miteinander teilen. Thematisiert werden grundsätzlich die Steigerung von »Komplexität« (Welsch 1994), von »Unsicherheit, Ungewissheit und Uneindeutigkeit« (Beck/Bonß/Lau 2001: 53), von »Wissen« (Knorr-Cetina 1984; Willke 1998; Weingart 2003) und – geradezu im Widerspruch dazu – von Orientierungslosigkeit (Beck/Bonß/Lau 2001). Neben allen möglichen davon initiierten Fragen stellt sich im Feld der Gesellschaft und ihrer Wissenschaften die

basale Frage: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« (Pongs 1998 u. 2000)

Der Versuch einer Antwort auf diese Situation – bzw. die darin liegenden, noch ungelösten Fragen – stellen die momentan mit hohem Deutungsgehalt bewerteten gegenwartsdiagnostischen Konzepte einer »Wissensgesellschaft« dar (vgl. Maasen 1999: 59ff). Ob die Wissensgesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts an ihrem Anfang steht, bereits manifest geworden ist oder erst in ihren Konturen erkennbar und für die nahe Zukunft zu erwarten sein wird, stellt dabei einen der wesentlichen Diskussions- und Forschungsaspekte dar (vgl. Willke 1998; Pongs 1998 u. 2000; Maasen 1999; Weingart 2003; Stehr 2005). Stehr hält zur historischen Entwicklung von Wissensgesellschaften fest, dass diese nicht das Resultat einer linearen, dem gleichen Strukturmuster unterliegenden Evolution geschuldet sind:

»They are not a one-dimensional social figuration. Knowledge societies become similar by remaining or even becoming dissimilar. New technological modes of communication break down the distance between groups and individuals, while the isolation of particular regions, cities and villages remain. The world opens up and creeds, styles and commodities mingle; yet the walls between incompatible convictions about what is sacred do not come tumbling down. The meaning of time and place erodes even while boundaries are celebrated.« (Stehr 2005: 114)

Dies gilt auch für die Bedeutung der Arbeit und des Besitzes, die – unter einer marxistischen Perspektive – als die wesentlichen Charakteristika der frühen modernen Gesellschaften bestimmt worden waren. Jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts und Anfang des 21. Jahrhunderts dagegen gilt:

»In the wake of their declining importance in the productive process, especially in the sense of their conventional economic attributes and manifestations, for example as »corporeal« property such as land and manual work, the social constructs of labor and property themselves are changing. While the traditional attributes of labor and property certainly have not disappeared entirely, a new principle, »knowledge«, has been added which, to an extent, challenges as well as transforms property and labor as the constitutive mechanisms of society.« (ebd.: 114f)

Veränderungen dieser Strukturverschiebung zeigen sich konsequent in den veränderten (wissenschaftlichen und gesellschaftlichen) Definitionen von Zeit, Ort und Materialität.

Auch Karin Knorr-Cetina sieht im Wissen die wesentliche Ressource und das entscheidende Charakteristikum westlicher Gesellschaften in der späten Moderne. Im Unterschied zu anderen TheoretikerInnen betont sie allerdings die neuartige Verbreitung und »Explosion« des Wissens. Die Differenz zu anderen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt sich in der Wissensgesellschaft durch die neue, gewachsene Zahl an Experten und Expertenwissen sowie durch grundsätzliche gesellschaftliche Strukturen, die auf die Herstellung, Verbreitung und Vermittlung von Wissen ausgelegt sind (vgl. Knorr-Cetina 1999). Ein weiterer entscheidender Punkt liegt darin,

»dass Wissen nicht mehr länger Monopol der Wissenschaft ist. Vielmehr sind Experten in nahezu allen Bereichen der Gesellschaft damit beschäftigt, Informationen zu produzieren. [...] Die Beobachtungen und Erkenntnisse der Experten bestimmen maßgeblich die Strukturen, innerhalb derer wir kommunizieren und handeln. In der Wissensgesellschaft muss jeder lebenslang lernen. Allerdings werden Menschen, die keinen Platz in der modernen Arbeitswelt finden, zunehmend ausgeschlossen.« (Pongs 2000: 36)

Dem Wert, der Funktion, dem Status und der Qualität von – unter anderem geistes- und sozialwissenschaftlichem Wissen – kommt dadurch ein veränderter Stellenwert zu, wie es auch Nico Stehr theoretisiert:

»The definition of knowledge as capacity for action strongly indicates that the material realization and implementation of knowledge is open, that it is dependent on or embedded within the context of specific social, economic and intellectual conditions. Knowledge, as a capacity for action, does not signal that specific knowledge claims always possess a fixed ›value‹ or even a distinct practical dimension. *We cannot, as result, stipulate a priori that some knowledge claims, for example those that issue from disciplines in the humanities, are less practical than knowledge that originates in the natural sciences. Inasmuch as the realization of knowledge is dependent on the active elaboration of knowledge within specific frameworks and social conditions, a definite link between knowledge and social power becomes evident because the control of conditions and circumstances requires social power.* The larger the scale of a project, the greater the need for social power to control the actual realization of knowledge as capacity for action.« (Stehr 2005: 118f; Hervorhebungen se)

Als Konsequenz der mit dem Terminus der Wissensgesellschaft beschriebenen Strukturveränderungen westlich-spätmoderner Gesellschaft ergeben sich veränderte Positionen der sozialen AkteurInnen, veränderte Perspektiven auf die Welt, die Gesellschaft und sich selbst, eine zunehmende Fragilität der Gesellschaft – oder zumindest die Vorstellung einer

solchen Fragilität – sowie eine starke Gewichtung von (individuellen) Rechten, die einhergeht mit der zunehmenden Kompetenz der Gesellschaftsmitglieder, diese Rechte zu formulieren und für sich einzufordern (vgl. Stehr 2005: 112). Eine weitere Konsequenz dieser grundlegenden Veränderungen liegt in den parallel expansiven Interessen der Wissenschaft. Neue Themen gelangen auf die Forschungsagenda, neue Fragestellungen – im besonderen bezogen auf die Wissenschaft und ihr eigenes Wissen – werden formuliert:

»Welche sozialen Regeln und Normen bedingen welche Verhaltensweisen, die zur Produktion und Geltung ›gesicherten‹ Wissens führen? Aufgrund welcher Eigenschaften erringt wissenschaftliches Wissen besonderes Vertrauen? Welche Formen sozialer Organisationen gibt sich dieses Wissen? Wo und wie wird es produziert? Wie verhält sich dieses Wissen zu anderen Wissensarten sowie zu gesellschaftlich geltenden Werten? Welche Funktionen und Folgen hat wissenschaftliches Wissen für die Politik, die Wirtschaft, das Recht? Wie verhält sich wissenschaftliches Wissen zu den Medien?« (Weingart 2003: 10f)

Aufgrund dieser gesellschaftlichen Entwicklung, die dem (wissenschaftlichen) Wissen einen fundamentalen Charakter in und für die (spät-)moderne Gesellschaft zuschreibt, verbindet sich auch die Perspektive auf das wissenschaftliche Wissen mit derjenigen auf die Gesellschaft (vgl. Weingart 2003: 10). Über die Fragen nach den Auswirkungen der gesellschaftlichen Bedingungen für die Herstellung, Autorisierung und Legitimierung von wissenschaftlichem Wissen hinausgehend, wie sie Weingart in obigem Zitat formuliert hat, bzw. den Blick in die andere Richtung – von der Wissenschaft auf die Gesellschaft – wendend, ergänzen eine ganze Reihe von zusätzlichen Fragen das Repertoire gesellschaftsorientierter Wissen(schafts-)forschung, die Stehr expliziert:

»Applied to present-day society, the question arises if knowledge can provide a foundation of class structure, for the distribution of chances of social and political influence and also for personal life and, finally, whether knowledge may prove to be a normative principle of social cohesion and integration, even though the variations and alterations in the reproduction of knowledge appear to be enormous. Paradoxically, efforts to entrench necessity in history or eliminate the role of chance from it have produced, at least at the collective level, the very opposite tendency. The role of chance, ambiguity and ›fragility‹ at the collective level, continues to be an increasingly important part of the way society is organized.« (Stehr 2005: 118)

Ganz in diesem Sinn formulieren auch Ulrich Beck und Wolfgang Bonß die Themenbereiche, auf die sich die Analyse gesellschaftlicher Ver-

hältnisse unter der Perspektive »reflexiver Modernisierung« konzentriert: Als besonders wichtig erscheint »die *politische Epistemologie der Ungewissheit*. Hier geht es um den sich abzeichnenden kognitiven Strukturwandel und um *Wissen, Nicht-Wissen, Rationalität*« (vgl. Beck/Bonß 2001: 53; Hervorhebung i.O.).⁵

Im Sinne eines Fazits der verschiedenen theoretischen wie historischen Kontextualisierungen, die sich mit den charakteristischen Veränderungen der Struktur moderner Gesellschaften auseinandersetzen, können die verschiedenen Szenarien erstens als gegenwartsbezogene *Krisendiagnosen* gelesen werden. Zweitens lassen sie sich als Oszillationen zwischen einer *Konkurrenz des Wissens* und einer *Politik des Wissens* interpretieren.

Konkurrenz des Wissens – Politik des Wissens

Nico Stehr sieht die Fragilität moderner Gesellschaften zu einem wesentlichen Teil in einer neuen politischen Kraft des Wissens begründet:

»Societies are fragile because – propelled by a marked enlargement of their capacities to act – *individuals are capable*, within certain established rules, to *assert their own interests by opposing or resisting the* – not too long ago – almost unassailable *monopoly of truth of major societal institutions*. That is to say, legitimate cultural practices based on the enlargement and diffusion of knowledge enable a much larger segment of society to effectively oppose power configurations that turned out or are apprehended to be tenuous and brittle.« (Stehr 2005: 127f; Hervorhebungen se)

Die Möglichkeit und Kompetenz der Individuen, sich in der späten Moderne gegen Wissensmonopole zu stemmen und diese damit ihres Monopolstatus zu entkleiden, installiert eine grundsätzlich konkurrenzstrukturierte Situation der Herstellung, Positionierung und Implementierung von Wissen in eben dieser Gesellschaft. Die daraus folgenden Konsequenzen formuliert Stehr als eine basale Konkurrenz um gesellschaftlich wirksame und gültige Konzepte dessen, was die Gesellschaft ordnet: »*Today, in fact, order and progress are essentially contested concepts and objectives*. What is reconciliation to some invariably represents an unsustainable agenda for others. We are living in an age in which the

5 Ein drittes Forschungsinteresse richtet die Forschungsgruppe um Beck und Bonß auf die »politische Ökonomie der Unsicherheit«: »Hier wird der Blick auf die institutionelle Entgrenzung und Restrukturierung gerichtet, wie sie im Gefolge der Globalisierung in der Ökonomie sowie in der Politik zu beobachten ist.« (Beck/Bonß/Lau 2001: 54f; Hervorhebung i.O.)

expansion of individual choices is in conflict with traditional sentiments as well as with objectives that favor their restriction.« (Stehr 2005: 128f; Hervorhebungen se) Wenn auch im Moment noch vorwiegend die Konkurrenz des Wissens und die Konkurrenz um das Wissen manifest werden, so prognostizieren Stehr und Grundmann für die gesellschaftliche Zukunft »a completely new ›politics of knowledge‹« (Grundmann/Stehr 2005b: 411), die ihre ganz eigenen Institutionen und ihre eigene Dynamik ausbilden werden:

»Its basic feature is the use of knowledge to advance not only specific political goals and economic interests but also certain norms, values, and worldviews. In a narrower sense, knowledge policies refer to regulatory policies designed to control, restrict or even forbid the realization of new knowledge and technical artifacts. The increase in the transformative capacity of knowledge will generate an even stronger insistence on decisions that originate with demands for a regulation of new knowledge even before it is widely applied: this implies a regulation of politics. Since the outcome of these decisions cannot be known, the decision itself becomes something deeply problematic, even the decision of (not) wanting to know [...].« (ebd.: 411f)

Neben der Frage nach der legitimen Herstellung und Positionierung von Wissen steht am Ende des 20. Jahrhunderts auch die komplementär dazu stehende Ungewissheit über die Aussagekraft, Funktionalität und Instrumentalisierung dieses Wissens im Raum. Dieses Spannungsfeld sowie seine Regulierung gehört ab jetzt zum Bereich der Politik.

Die zeitgenössischen Debatten um den Kulturbegriff und die Legitimität von Geistes- und Sozialwissenschaften lassen sich in diese politischen Konkurrenzen um die gesellschaftliche Positionierung bzw. Funktionalisierung von Wissen einreihen. Als markantes Beispiel in diesem politischen Konkurrenzfeld kann dann Luhmanns radikaler Vorschlag zur Abschaffung des Kulturbegriffs herangezogen werden, wie es auch von Klaus Lichtblau interpretiert worden ist:

»Vor einiger Zeit hat Niklas Luhmann den ernstgemeinten Vorschlag gemacht, die moderne Soziologie möchte sich doch ganz von dem ohnehin vielfach belasteten und unbestimmten Kulturbegriff verabschieden bzw. diesen als einen rein ›historischen Begriff‹ betrachten, der in der allgemeinen Soziologie keinen Platz habe, sondern allenfalls zum Gegenstand einer *wissenssoziologischen* Untersuchung gemacht werden könne. Luhmann kam dieser Vorschlag jedoch deshalb so leicht über die Lippen, weil er *mit dem Begriff der ›gepflegten Semantik‹ bzw. der ›Selbstbeschreibung‹ moderner Gesellschaften gleichsam einen Ersatzbegriff in der Hinterhand hatte*, dessen Hege und Pflege ihm bereits vor vielen Jahren zu einem persönlichen Anliegen geworden war [...].

Überdies wurde in diesem Zusammenhang von einem seiner Schüler der Verdacht geäußert, dass sich der Bielefelder Meister deshalb so abfällig über den Kulturbegriff geäußert habe, weil dieser gewissermaßen in einem *Konkurrenzverhältnis zu dem überlieferten Gesellschaftsbegriff* stehe, den Luhmann als Grundbegriff seiner sozialwissenschaftlichen Systemtheorie bevorzugt hatte und den er systemtheoretisch zu reformulieren versuchte. Die von Autoren wie Dilthey, Max Weber und Tenbruck vorgenommene Verabschiedung des Gesellschaftsbegriffs zugunsten eines emphatischen Verständnisses von Kultur wurde also von Luhmann durch eine entsprechende Verabschiedung des Kulturbegriffs zugunsten seiner eigenen systemtheoretischen Gesellschaftstheorie beantwortet [...].« (Lichtblau 2002: 114f; Hervorhebungen se)

Die Konkurrenz um den Kulturbegriff manifestiert sich so als Konkurrenz um die adäquate (Selbst-)Beschreibung der Gesellschaft durch ihre entsprechenden Wissenschaften. In der Verknüpfung der Diagnose zur Konkurrenz des Wissens und der davon motivierten Wissenspolitik, wie sie Stehr oben gezeichnet hat, läßt sich eine weitere Differenzierung des Politikbegriffs in diesen Kontext einführen: Die »Politik des Wissens« am Ende des 20. Jahrhunderts benennt die spezifische soziale Praxis des *konkurrierenden Aushandelns von sozial gültiger Wahrheit über die Gesellschaft und deren Ordnung* (bzw. Organisation) qua spezifisch darauf zugeschnittenem Wissen – unter anderem im Modus der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaft(en).

Festlegung der Forschungsperspektive: Positionswechsel

Nach der diagnostischen Einordnung der anfänglich irritierenden Phänomene als Zeichen für einen gesellschaftlichen Wandel des Wissens und seiner universitären Institutionen sollen im Folgenden die theoretischen Grundlagen, auf denen die Untersuchung aufbaut, und das methodische Instrumentarium, dessen sie sich bedient, vorgestellt werden. Wie Beck und Bonß dies für ihr Forschungsprojekt der »reflexiven Modernisierung« formuliert haben, versteht sich auch der folgende Forschungszugang als gleichermaßen »theorieorientiert wie experimentierend« (Beck/Bonß 2001: 50). Die Theorieorientierung basiert auf den oben eingeführten Diagnosen zum kritisch-fragilen und selbstreflexiven Charakter der Gesellschaft in der späten Moderne. Das Moment der institutionalisierten und prozeduralisierten Selbstbeobachtung verlangt entsprechend nach einem Theoriedesign, das sich auf die Herstellung und den Konstruktcharakter des als real Wahrgenommenen konzentriert. Mit der Wahl von Michel Foucaults Diskurstheorie soll dem Rechnung ge-